

Sie bedankt sich höflich und versichert, dass es ihr bestens geht. Mit zusammengepressten Lippen kämpfe ich ein Lächeln nieder. Sie soll sich bloß nicht einbilden, dass ich sie unterhaltsam finde. Wir verlassen den Parkplatz und fahren erst einmal auf den Highway in Richtung Tempe, einer Vorstadt in der Nähe von Mesa und Scottsdale. Phoenix ist ein ausgedehnter Moloch, umgeben von Wohngebieten, in denen sich Pendler niedergelassen haben.

Das Mädchen redet ungebremst weiter. Sie lässt mich wissen, dass sie noch keine Geschichte hat, die sich zu erzählen lohnt, und genau deshalb für den Sommer hierhergekommen ist. Auf der Suche nach einer Story für ihr Leben. Angeblich liegt es nämlich in unserer Hand, wie unsere Geschichte am Ende aussieht. Vielleicht wird unser Leben eine Kitschromanze, vielleicht ein Krimi oder ein Entwicklungsroman. Vielleicht passt es auf ein einziges Blatt Papier, wie ein Pamphlet, oder wächst zu einer mehrbändigen Serie.

»Hauptsache, meine Geschichte wird außergewöhnlich«, sagt sie. Ich hebe eine Augenbraue und wünsche ihr viel Glück.

»Wie lange spielst du schon Gitarre?«, fragt sie plötzlich und ich bekomme das unguete Gefühl, dass dieses Mädchen tatsächlich gestört ist. Kutschiere ich gerade eine Stalkerin durch die Stadt?

»Woher weißt du das?«

Meine scharfe Frage lässt sie nur mit den Schultern zucken, als sei die Antwort offensichtlich. »Deine Hände«, sagt sie. »Du hast Hornhaut an den Fingerkuppen der linken Hand.«

Ich starre auf meine Finger und bin beeindruckt von ihrer Beobachtungsgabe. Tatsächlich hat das stundenlange Üben die Haut verschorfen lassen. An einer Stelle schält sie sich, und wenn ich allein wäre, würde ich mit den Zähnen daran herumzupfen.

Das Mädchen mustert meine Hände noch genauer und stellt fest: »Sieht aus, als würdest du ziemlich oft spielen.« Dazu sage ich nichts, denn sie hat recht. Ich beschäftige mich mehr mit meiner Gitarre, als ich zugeben möchte – vier bis sechs Stunden pro Tag. Der Gedanke, dass ich die engste Beziehung in meinem Leben mit einem Saiteninstrument führe, ist ein bisschen deprimierend. Aber wenn ich mich in die Musik flüchte, kann ich meinen Eltern aus dem Weg gehen.

Ich schaue das Mädchen an und stelle mir vor, wie sie mich gerade mit ihren Gedanken durchleuchtet (eine typisch weibliche PSI-Kraft) und zu folgendem Ergebnis kommt: Er hat keinen Ehrgeiz und hängt den ganzen Tag nur rum. Freunde hat er anscheinend auch nicht ...

Heute auf dem Campus dachte ich, ihre Augen seien schlicht braun, aber jetzt stelle ich fest, dass es nicht so einfach ist – außen sind sie dunkelbraun, innen goldbraun und um die Iris herum gibt es einen unverkennbaren Ring aus Blaugrün. Ihre braunen Haare bekommen einen rötlichen Schimmer, wenn die Sonne darauffällt. Sie hat Dutzende von Sommersprossen um die Nase und ein Grübchen in der linken Wange. Die unteren Vorderzähne stehen ein bisschen schief. Sie ist ungeschminkt, soweit ich erkennen kann, und benutzt nur den Labello, mit dem sie sich gerade die Lippen einfettet. Aus der

Ferne fand ich sie immer nichtssagend und höchstens etwas seltsam. Doch nun muss ich feststellen, dass etwas an ihr den Blick einfängt und nicht wieder loslässt.

»Wie heißt du?«, frage ich, weil es mich zum ersten Mal interessiert. Sie grinst mich an und das Grübchen wird noch deutlicher.

»Dylan«, sagt sie.

»Dylan«, probiere ich den Klang aus. »Ich heiße Gray.«

Halb erwarte ich, dass sie auch das schon weiß, aber sie zieht verwirrt die Augenbrauen zusammen.

»Und dein Vorname?«

Ich verdrehe die Augen. »Das ist mein Vorname. Es gibt ja wohl niemanden, der zuerst den Nachnamen nennt, wenn er sich vorstellt.«

James Bond schon, widerspricht sie, und die meisten Ärzte. Und ziemlich sicher gibt es in Nordengland abgelegene Flecken, wo man noch immer karierte Anzüge mit Ellenbogenflicken und Bowlerhüte trägt und niemals den Vornamen benutzt.

Wovon quasselt sie eigentlich? Ich runzele die Stirn und argumentiere, dass keines dieser Beispiele auch nur im Entferntesten mit mir zu tun hat.

Dylan will wissen, welche Geschichte hinter meinem Namen steckt. Sie lässt nicht locker, also gebe ich seufzend nach und erzähle zum hundertsten Mal, dass meine Mom an der Nordküste von Oregon geboren wurde, wo es jeden Tag regnet. Der Himmel ist grau, das Meer, die Landschaft – sogar die Luft ist ständig mit dickem grauen Nebel gefüllt. Meine Mom hat mich nach dieser Farbe benannt, weil es sie an ihr Zuhause erinnerte. Ich hatte gehofft, dass ich mich irgendwann an den Namen gewöhnen würde. Leider bin ich zu oft gezwungen, wildfremden Leuten zu erklären, dass meine Mom bei der Taufe nicht unter Drogen stand. Dylan behauptet, sie finde den Namen toll. Weil er einzigartig sei. Okay, das bekomme ich von Mädchen öfter zu hören, was immerhin ein Plus ist.

»Gray«, summt sie und lässt es klingen wie einen Songtitel. »Blue-eyed Gray.«

»Also, was willst du von Phoenix sehen?«, frage ich, um das Thema zu wechseln.

»Alles«, sagt sie. »Fahr mich einfach überall hin.«

Ich sage vielen Dank für diese hilfreiche Antwort und entscheide, sie zu der Shoppingmeile zu führen, von der anscheinend alle Mädchen magisch angezogen werden. Mill Avenue bietet endlose Boutiquen, in denen eine Jeans mehr kostet als eine durchschnittliche Monatsmiete. Die Restaurants haben Stoffservietten und Balustraden zu bieten, von denen man auf die Welt herabschauen kann, während man seinen Dreißig-Dollar-Salat genießt. In den Cafés gibt es garantiert biologischen, fair gehandelten, frisch gerösteten, perfekt aufgebrühten, mit Goldstaub berieselten Gourmetkaffee. (Okay, den Goldstaub habe ich erfunden, aber überraschen würde es mich kein bisschen.) Eine Tasse für fünf Dollar. Erleben Sie das sanfte Aroma einer Heißgetränk-Abzocke.

Ich parke den Wagen am Straßenrand vor einem Sushi-Restaurant. Durch die Autofenster starren wir auf die Außenterrasse, die von einer Sprinkleranlage besprüht wird, um der kochenden Wüstenluft eine mediterrane Atmosphäre zu geben. Viele

Mittagsgäste sitzen dort, die Frauen tragen Sonnenbrillen, die wie riesige Fliegenaugen aussehen, und die Männer hätscheln ihre BlackBerry Smartphones.

Dylan wendet sich zu mir um und wartet. Ich nicke in Richtung der Einkaufsmeile und wünsche ihr viel Spaß. »Wir treffen uns dann in einer Stunde wieder«, sage ich. Während sie haufenweise Geld verpulvert, kann ich mich irgendwo im Schatten verkriechen. Ihr Lächeln verflüchtigt sich und sie sieht mich so enttäuscht an, dass ich mich breitschlagen lasse, ein paar Blocks mitzugehen.

Wir schlendern den Bürgersteig entlang. Ihre Kamera wippt an einer schwarzen Kordel gegen ihren Bauch. Ich frage mich, ob ich erwähnen soll, dass sie wie eine typische Touristin aussieht. Doch obwohl ich sie noch nicht allzu lange beobachten konnte, weiß ich eines mit Sicherheit: Ihr ist es vollkommen egal, was die Leute von ihr denken. Kaum jemand hat einen angeborenen Anti-Kritik-Schild, der empörte Blicke einfach abgleiten lässt. Aber Dylans Schutzschild ist dick wie Panzerglas.

Wir betrachten Schaufenster, die uns mit Angeboten und vollgehängten Kleiderstangen zum Kauf locken wollen. Ich erwarte, dass Dylan sich auf die Läden stürzt, aber stattdessen schaut sie sich die Leute an. Die Straße ist gesäumt von schmuddeligen Gestalten. Abgekämpft betteln sie um Geld und Essen. Manche spielen auf ramschigen Instrumenten, andere haben magere Hunde um die Füße liegen. Ich bin immer wieder erstaunt, wenn ich obdachlose Hundebesitzer sehe. Sie können kaum sich selbst ernähren, was für Abfälle verfüttern sie wohl an ihre Tiere? Vielleicht will ich es gar nicht wissen.

Während wir die Straße entlanggehen, löchert mich Dylan mit Fragen. Nicht der übliche Smalltalk: Welchen Job hast du, wo bist du geboren, was machst du als Hobby? Was Dylan an Fragen aus dem Hut zaubert, ist kaum zu glauben. Wer hat Sprühbutter erfunden und warum? Brauchen wir eine Armee, die auch den Kampf gegen Außerirdische trainiert? Gibt es tatsächlich Leute, die Schafwollkleidung nicht kratzig finden? Als wir gerade über das Pro und Contra von Laubbläsern diskutieren, werfe ich einen Blick auf mein Handy und stelle fest, dass wir schon fast eine Stunde durch die Gegend laufen.

Auf der Straße paradiere blitzblanke Cabrios vorbei und uns umgibt eine Wolke aus Parfum und Aftershave von all den Shopping-Besessenen, die den Boulevard entlanghetzen und schützend die Hände um ihre Portemonnaies und Handtaschen gekrampft haben.

Wir kommen an einem Obdachlosen vorbei, der ein Schild mit der Aufschrift *Hast du mal 'nen Joint?* hochhält. Ich lehne mich in Dylans Richtung und flüstere: »Wenigstens ist er ehrlich.«

Dylan bleibt stehen und fragt ihn, ob sie ein Foto machen darf. Er nickt und sie knipst ein paar Bilder, während ich aus dem Hintergrund zuschauen. Dann fragt sie den Mann, wo er herkomme, und zu meiner Überraschung klingt er sachlich und gebildet. Seine blauen Augen blitzen und seine silbernen Haare hat er zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, der ihm fast bis zur Taille fällt. Er erzählt uns, dass er per Anhalter aus Colorado gekommen ist, wo er auf einem Ökobauernhof gearbeitet hat. Er hat einen Uniabschluss, hasst aber die Grauen Männer und das System, weil sie den Kapitalismus

erfunden haben, der den Konsumterror erfunden hat, der unsere Mutter Erde zerstört. Er hat noch nie Steuern gezahlt, aber auch noch nie etwas gestohlen. Er lebt nur für den Moment, einen Tag nach dem anderen, und damit geht es ihm besser als den meisten. Sein breites Grinsen enthüllt einen Mund voller Zahnlücken.

Dylan drückt mir die Kamera in die Hand und sagt, ich soll einen Moment warten. Dann sprintet sie in einen Laden mit Badebekleidung. Ich bleibe draußen neben dem Landstreicher stehen und starre auf den Boden. Ausgerechnet jetzt wird sie von dem plötzlichen Verlangen überwältigt, shoppen zu gehen? Zwei Minuten später kommt Dylan zurückgerannt und schwenkt ein Paar blaue Flipflops. Sie überreicht sie dem barfüßigen Mann und fragt, wie er heißt. Zuerst schaut er überrascht, dann grinst er und sagt, sein Name sei Sam.

»Prima«, sagt sie. »Ich glaube, die sollten passen, Sam.« Der Mann nimmt die Plastiksandalen und steckt die Riemen zwischen seine braunen Zehen. Er nickt Dylan zu, bedankt sich und nennt sie einen Engel. Bei dem Kompliment hebe ich die Augenbrauen. Ich halte ›durchgeknallt‹ immer noch für eine bessere Beschreibung.

Wir gehen weiter die Straße entlang und Dylan bleibt nur stehen, wenn sie Leute knipsen will, die zu abgelenkt sind, um sie zu bemerken. Sie macht ein Foto von einer Mutter mit drei Töchtern, die in ein Schaufenster vertieft sind. Alle tragen die gleichen pinkfarbenen Caprihosen und knallweißen Tennisschuhe. »Team Capri«, flüstert sie mir zu.

Fast hätte sie mich zum Lächeln gebracht. Ich stelle fest, dass ich tatsächlich Spaß habe, und genau in dem Moment entdecke ich eine bekannte Gestalt am Ende des Häuserblocks. Im Schatten einer Markise steht mein früherer bester Freund neben einer langbeinigen Blondine. Er winkt und ich presse die Lippen zusammen. Eigentlich sollte ich nicht überrascht sein. Schließlich weiß ich, dass Brandon Stack immer noch in Phoenix wohnt. Er hat ein Stipendium der Uni Arizona bekommen, um dort Baseball zu spielen. Ich atme scharf aus und gehe auf ihn zu. Brandon stößt zur Begrüßung seine Faust gegen meine.

»Hey, Mann, cool dich zu sehen«, sagt er. Ich nicke, auch wenn ich seine Begeisterung nicht teile. Das Timing könnte kaum mieser sein. Natürlich kann Brandon nichts dafür, dass seine bloße Anwesenheit mich daran erinnert, woraus mein Leben gerade besteht und vor allem, was darin fehlt. Ich habe eine Menge Zeit damit verbracht, meine Vergangenheit sorgfältig zu verpacken, zu verschnüren und luftdicht zu versiegeln. Das fertige Paket habe ich im hintersten Winkel meines Bewusstseins verstaut, doch Brandons Anblick lässt es wieder aufplatzen, sodass die Erinnerungen herausquellen und mir vor die Füße fliegen.

Dylan lehnt im Schatten der Häuserwand neben der blonden Sexbombe. Sie sieht aus wie ein zerrupftes Straßenkind, das sich in die glitzernde Promiwelt verirrt hat.

»Oh«, sagt Brandon, »das hier ist Kim, meine Freundin.« Ich halte ihr die Hand entgegen. Kim schüttelt sie schlaff und blickt immerhin für eine Sekunde von ihrem Handy hoch. Ihr Lächeln entblößt strahlend weiße Zähne zwischen rosig schimmernden Lippen, und ihre blauen Augen schauen mich unter einer dicken Schicht von schwarzem Mascara an. Ich kann nur glotzen. Diese Reaktion ist ganz natürlich, schließlich habe ich

männliche Hormone, und Kim steckt in so wenig Kleidung, als wolle sie unbedingt von Victoria's Secret entdeckt werden. Sie sieht aus wie das globalisierte Schönheitsideal höchstpersönlich. Platinblond. Brüste wie Medizinbälle, die ihr fast aus dem knallblauen Top fallen. In ihrem gebräunten Nabel steckt ein Piercing-Ring. Sie wäre das perfekte Motiv für ein Playboyplakat und das weiß sie auch. Was bedeutet, dass ein Normalsterblicher sich gar nicht erst zu bemühen braucht. Früher war Brandon mit Mädchen zusammen, die wie Jungs herumliefen und vor allem einen schrägen Sinn für Humor hatten. Er hat immer behauptet, auf das Aussehen käme es nicht an. Kim ist der Beweis dafür, dass er zum Massengeschmack übergelaufen ist.

Wir haben seit Monaten nicht mehr miteinander gesprochen. Aber ich muss ihn nur anschauen und weiß, dass sein Leben völlig unverändert weitergegangen ist (abgesehen von dem Supermodel an seiner Seite). Ihm ist immer alles zugeflogen und deshalb fehlt ihm der nötige Antrieb, um Neues zu wagen. An unserer Highschool war er der Star der Baseballmannschaft und der König des Abschlussballs. Charisma, blendendes Aussehen, gute Noten ... Alle lagen ihm zu Füßen. Wenn die Gerüchte stimmen, soll er schon ab dem ersten Semester für seine Uni als Baseball-Shortstop antreten.

Ich mache ihn mit Dylan bekannt und sie nickt mit einem schrägen Grinsen, gibt ihm aber nicht die Hand. Stattdessen vergräbt sie die Finger in den Hosentaschen und schaut mit aufmerksamen, schmalen Augen zwischen Brandon und mir hin und her.

Brandon lässt seinen Blick an ihr herunterwandern. Als er sich wieder mir zuwendet, hebt er eine skeptische Augenbraue. Ich kann es ihm nicht verdenken. Dylans Klamotten sehen aus, als käme sie gerade von der Gartenarbeit und in Phoenix definieren sich nun einmal alle über ihr Outfit. Dann wird Brandons Miene ernst und mein Magen zieht sich zusammen. Oh, nein. Hoffentlich fängt er nicht damit an. Nicht gerade jetzt.

Dylan

Ich lehne an der Hauswand und schaue zu, wie die Spannung zwischen Brandon und Gray wächst, bis man sie fast mit Händen greifen kann. Zwischen den beiden herrscht so dicke Luft, dass sie sich auswringen ließe. Ich bin kurz davor, einen praktischen Versuch zu starten.

Der Beachbabe-Klon neben mir zupft an seinem trägerlosen Top und seufzt. Ich habe gesehen, wie Gray fast anfang zu sabbern, als er ihr die Hand schüttelte. Total verständlich. Kim hat ein Gesicht wie ein Reklamefoto und ihre Kurven erinnern an eine Eieruhr. Trotzdem schüchtert sie mich nicht ein und der Grund ist folgender: Ich habe mir angewöhnt, bei Menschen als Erstes auf die Augen zu achten. Man kann daran fast alles ablesen. Ist die Person lebendig? Echt? Erlaubt sie sich tiefe Gefühle? Kann sie noch staunen? Kims Augen sind stumpf und glasig. Ihr Blick ist leer, als würde sie die Menschen um sich herum gar nicht wahrnehmen. Kim sieht nur sich selbst.

»Wie kommt deine Familie zurecht?«, fragt Brandon und bei dieser Frage hat er sofort meine volle Aufmerksamkeit. Ich sehe, wie Grays Miene versteinert.